Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 141. **Freitag** den 19. März 1897. **91. Jahrgang.**

Die Stimmungskrise.

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Man verfährt nicht ganz richtig, wenn man einseitig von einer Marinekrisis spricht. Diese ist vielmehr nur ein Theil, ja bis zu einem gewissen Grade ein Ausfluß einer allgemeinen Stimmungskrise. Noch vor vier Wochen schienen die Aussichten der Marineforderungen keineswegs ungünstig, in der letzten Zeit aber hat sich in weiten Kreisen des Volkes eine gewisse allgemeine Mißstimmung geltend gemacht, die von den ursprünglichen Gegnern der Marineforderungen für ihre speciellen Zwecke erfolgreich ausgenutzt wurde. Eine erste Veranlassung zu dieser Mißstimmung gaben gewisse Aeußerungen, die bei einem Diner des preußischen Finanzministers gefallen sein sollten. Da indeß diese Aeußerungen nicht mit aller Bestimmtheit als richtig festgestellt werden konnten, so wäre die dadurch hervorgerufene Mißstimmung rasch verwischt worden, wenn nicht bald darauf jene Rede bei dem Festmahle des Brandenburgischen Provinziallandtags gehalten worden wäre, die gerade in den Kreisen, auf die eine Regierung sich stützen muß, lebhaftes Unbehagen erregte und natürlich von radikaler Seite nach Kräften ausgebeutet wurde. Ein Beispiel für diese Ausbeutung führt die „Straßburger Post" an, indem sie erzählt, daß der demokratische Professor Quidde durch die Anführung gewisser Worte aus dieser Rede in einer Volksversammlung stürmischen Beifall bei Leuten fand, die nur zum geringsten Theile demokratisch gesinnt waren.

Die Marineforderungen selbst betraf dann jene von dem Admiral Hollmann unplötzlich vorgelegte „Denkschrift". War es schon sehr fraglich, ob es sich aus taktischen Gründen rechtfertigen lasse, durch die Denkschrift den Gegnern Gelegenheit zu geben, die Ueberraschten und Erschreckten zu spielen, so war es zweifellos bedenklich, daß das Schriftstück — angeblich auf Wunsch des Kaisers — der Commission ohne vorherige Besprechung mit dem Reichskanzler und dem Reichsschatzsecretair vorgelegt wurde. Man konnte es dem Reichskanzler nicht verargen, daß er trotz seines warmen Eintretens für die Forderungen des Etats das von einem ihm unterstellten Staatssecretair so plötzlich producirte Schriftstück kühl behandelte und daß er dieselbe kühle Behandlung jenem Gesetzentwurfe über die Errichtung einer Gedenkhalle zu Theil werden ließ, der sicherlich weder seiner Initiative noch der des Bundesraths zuzuschreiben war.

Indessen nicht nur der Reichskanzler wird durch diese Art, in die Geschäfte einzugreifen, berührt, sondern ebenso das Parlament. Man kann es nicht unrichtig finden, wenn der „Figaro" in einem übrigens sehr sachlich gehaltenen Artikel, den er „der Kaiser und der Reichstag" überschreibt, u. A. sagt, die deutschen Abgeordneten seien durch derartige Vorfälle noch mehr überrascht, als Europa, und die ausschlaggebenden Parteien müßten sich unangenehm berührt fühlen dadurch, daß man sich nicht die geringste Mühe gebe, mit der Meinung des Reichstages Fühlung zu nehmen. Es ist ferner leider nicht unrichtig, wenn das französische Blatt behauptet, daß dieser Gegensatz zwischen Krone und Parlament sich seit einiger Zeit recht oft wiederhole.

Derartige Vorkommnisse wirken nun natürlich nicht nur auf die Rathgeber der Krone und auf das Parlament, sondern auf das Volk selbst ein. Auf dieses macht auch noch ein Anderes einen verstimmenden Eindruck, nämlich die Art, in der das große Nationalfest begangen werden soll. Gerade die in dieser Zeit sich unwillkürlich regende Erinnerung an die unerfreuliche Vorgeschichte des Nationaldenkmals hätte es geboten erscheinen lassen sollen, daß wenigstens das Fest selbst, das der Enthüllung des Denkmals gilt, in eine recht volksthümliche Form gekleidet worden wäre. Statt dessen ist das Fest, wenn man so sagen darf, militarisirt worden. Die Enthüllungsfeier des Denkmals selbst ist so gut wie ausschließlich militairischer Art, und man muß doch wohl sagen, daß dadurch das Andenken an einen Herrscher, der nicht nur Kriegsheld, sondern auch Friedensfürst war, nicht völlig erschöpft ist. Nun hätte wenigstens der für den 23. geplante Bürgerfestzug eine durchaus freie Form haben müssen. Auch er aber ist in militairische Formen gebracht worden. Auf ein gegebenes Zeichen soll nicht „Hoch", sondern „Hurrah" gerufen werden, ein dem Manne im Bürgerrock fremder Ausdruck der Begeisterung; der Vorbeimarsch soll mit „Augen links" genommen werden, also auch in einer specifisch militairischen Weise, wozu noch kommt, daß bei diesem „Augen links" der Blick der Vorbeimarschirenden von dem Denkmale abgewendet ist; der Vorbeimarsch soll ferner binnen einer Stunde, einer bei der so großen Ausdehnung des Zuges sehr kurzen Zeit, vollendet sein. Alles das sind, einzeln genommen, Kleinigkeiten, aber sie verkürzen doch die Freude an dem Huldigungszuge, der für patriotische Männer eine monatelange Arbeit bedeutet.

Ganz zweifellos ist es wenigstens zum Theil auf die Mißstimmung zurückzuführen, wenn die Marineforderungen eine so geringe Aussicht auf unverkürzte Bewilligung haben. Denn wenn man Tag für Tag die maßgebende Centrumspresse verfolgt, so findet man, daß sie sachlich nach wie vor nichts gegen die Forderungen vorbringen kann. So sagt die „Kölnische Volksztg.", das Centrum werde nicht gegen eine langsame Erweiterung der Flotte sein, es werde in einem späteren Jahre die Kreuzer bewilligen, da man nicht leugnen könne, daß früher der Ausbau verlangsamt worden sei. Mit welcher Stimmung man rechnet, wenn man ohne sachliche Gründe die Ablehnung wagt, das ergiebt sich am besten aus der Ueberschrift eines Leitartikels der „Freis. Ztg.": „Kaiser Wilhelm's II. Kriegsschiffe". Als es im Jahre 1887 darauf ankam, das Volk der Heeresvermehrung geneigt zu stimmen, konnte von den Freunden der Vermehrung mit Recht und mit Erfolg ins Feld geführt werden, daß der alte Kaiser die Vermehrung lebhaft wünsche; heute glauben die Gegner einer Verstärkung der Wehrmacht den Forderungen dadurch Abbruch thun zu können, daß sie die Marine als „Kaiserlich" hervorheben.

Das ist ein höchst betrübender Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt. Es wäre unnütz, sich darüber hinwegzutäuschen, und es wäre unpatriotisch, es nicht offen auszusprechen. Weit Wichtigeres, als die Marineforderungen, die doch nur ein Einzelnes sind, steht auf dem Spiele; es gilt, einen stillen, aber sich mehr und mehr vertiefenden Gegensatz zwischen dem Träger der deutschen Kaiserkrone und einem namhaften Theile des Volkes zu beseitigen. Hier können nur zwei Factoren helfen: die Rathgeber der Krone, indem sie den höchsten Herrn offen auf die Stimmung, wie sie ist, aufmerksam machen, und der Träger der Krone selbst, indem er die offene Aussprache nicht verübelt. Bis jetzt ist noch nicht ein einziger Beweis dafür geliefert, daß Kaiser Wilhelm II. offene Aussprache nicht liebe. Bei den großen Zumuthungen, die er an sich selbst stellt, um das von ihm mit so glühender Liebe umfaßte Reich zu einer immer höheren Stufe der Macht und des Glückes zu erheben, muß man vielmehr von ihm voraussetzen, daß ihm nicht nur die Wahrheit, sondern auch ihre Verkünder stets willkommen sein. Er wird es also auch an geeigneten Mitteln zur Beseitigung einer bedenklichen Verstimmung nicht fehlen lassen, wenn seine Rathgeber ihm zeigen, wo der Grund dieser Verstimmung liegt und wie erfolgreich sie von den klugen Gegnern seiner Pläne und seiner Regierung genährt und ausgebeutet wird.

Zur Orient-Debatte in der französischen Kammer.

G. **Paris**, 17. März.

Auf telegraphischem Wege sind die Berichte über die mit so fieberhafter Spannung erwartete vorgestrige Kammersitzung bereits nach Deutschland gelangt. Man wird dort über den glänzenden Sieg der Politik Méline-Hanotaux ebenso überrascht gewesen sein wie hier. Denn wenn man auch mit Sicherheit annehmen konnte, daß die in letzter Zeit so häufig erprobte Regierungsmehrheit das Ministerium nicht im Stiche lassen würde, eine derartig erdrückende Majorität (356 Stimmen gegen 143) hatten wohl auch seine optimistischsten Freunde nicht erwartet. Unerklärlich ist das Ergebniß allerdings nicht. Die jüngsten Ereignisse, das Verhalten des Admirals Reineck, die unvorsichtigen Erklärungen der griechischen Regierung haben den Philhellenismus manch harten Stoß versetzt, manchen begeisterten Schwärmer zum nüchternen Nachdenken gebracht. Vor Allem aber hat die Zeit Gutes gewirkt. Der Eifer der Griechenfreunde, die anfangs keinen Tag ohne eine Entrüstungsversammlung oder eine Massendemonstration auf den Straßen verstreichen ließen, war bereits nach einer Woche verpufft, und tagtäglich einen Schmähartikel über den deutschen Kaiser, vom Stapel zu lassen, das hielten selbst die erprobtesten Meister der Schimpfkunst auf die Dauer nicht aus. So hat das Zaudern der Mächte doch sein Gutes gehabt.

Heute sind sie allerdings alle wieder obenauf und mit um so größerem Muthe, als ja nun an den Thatsachen nichts mehr zu ändern ist, von Verantwortlichkeit also keine Rede mehr sein kann. Es ließe sich eine hübsche Blüthenlese aus den Zeitungen zusammenstellen. Einige Beispiele mögen genügen. Der Socialist Gueste überschreibt seinen Artikel: „Eine Mehrheit von Muschiks". Muschik ist dem „Intransigeant" noch nicht stark genug, er redet von „abscheulichen das Palais Bourbon besudelnden Verbrechern, die für den jämmerlichen Hanotaux gestimmt haben." Und die monarchistische Rechte steht den Socialisten in nichts nach. Nur eine Republik kann es fertig bringen, schreibt Cassagnac, sich so feig vor den Königen und Kaisern auf den Bauch zu werfen. Bezeichnend ist es, daß fast die gesammte Opposition die Hauptschuld auf das russische Bündniß wirft. Drumont, der übrigens auch in den Tagen der heißesten Russenliebe stets seine warnende Stimme hatte erschallen lassen, ruft aus: „Die Ansicht beginnt immer mehr Boden zu gewinnen, daß Rußland mit uns gespielt hat und daß es unserem begeisterten und edelmüthigen Volke, das in ihm einen Verbündeten und Freund erhoffte, einfach das Gesicht eines geschickten Börsenmaklers gezeigt, da er sich hat angelegen sein lassen, uns Deutschland zu nähern, indem er dabei allen Gewinn in die eigene Tasche fließen ließ." Besonders sanguinische Gemüther malen ihren Lesern schon die schrecklichsten Bilder aus; französische Soldaten, die Seite an Seite mit englischen Matrosen marschiren und auf das Commando eines deutschen Admirals auf die Griechen schießen! Am meisten empört aber ist man darüber, daß der Antrag Gauthier de Clagnys abgelehnt worden ist, dem Votum eine Clausel einzufügen, daß das Selbstbestimmungsrecht der Nationen über ihr Schicksal nicht angetastet werden solle. Damit ist nach der Meinung einiger Blätter das Schicksal Elsaß-Lothringens besiegelt. „In fünf Stunden, schreibt der royalistische „Soleil", haben die Abgeordneten die Richtigkeit des Rechtes gegenüber der Gewalt bestätigt, die Erinnerungen einer alten und treuen Freundschaft (mit Griechenland) verleugnet, das Völkerrecht für ungiltig erklärt und die elsaß-lothringische Frage liquidirt. Wenn Wilhelm II. nun noch nicht zufrieden ist, dann wird er es wohl nie werden."

Ueber die Sitzung selbst ist nicht viel nachzutragen. Das Haus gewährte denselben Anblick wie an allen großen Tagen. Alle Plätze auf den Tribünen waren besetzt, einige wenige von Leuten, denen die Sache wirklich etwas anging, wie den fremden Gesandten, weitaus die Mehrzahl von jenem Publicum, das überall dabei sein muß, bei Rennen, feierlichen Akademiesitzungen, Premièren ꝛc., unter ihnen natürlich viele Damen der ganzen und der Dreiviertels-Welt. Die Haltung der Abgeordneten war ausnahmsweise, wenigstens anfangs, sehr würdig. Es war, als hätten sie sich verabredet, die Diplomaten zu spielen. Die Reden der beiden Interpellatoren — Goblet und Delafosse — wurden selbst durch den Beifall ihrer Freunde nur wenig unterbrochen, und als der Minister des Auswärtigen seine Erklärung vorzulesen begann, herrschte sogar eine fast eisige Stille. Dann allerdings kamen bald die üblichen Zwischenrufe von der äußersten Linken und die darauf folgenden Ordnungsrufe des Präsidenten. Nach der Rede des Ministers war die Schlacht so gut wie gewonnen, aber die außerordentlich geschickte kurze Ansprache des Socialisten Millerand vermochte trotzdem noch einen solchen Eindruck auf die Kammer hervorzubringen, daß der Ministerpräsident selbst es für gerathen hielt, die Tribüne zu besteigen. Bemerkenswerth an seiner Rede war außer der Erklärung, daß die französische Regierung sich in der letzten Zeit niemals im Schlepptau von Rußland befunden habe, sondern daß stets vollstes Einverständniß zwischen den beiden Regierungen geherrscht habe, die Lobsprüche, mit denen er seinen Collegen wegen seiner „unermüdlichen Thätigkeit, seiner Energie, seiner Intelligenz" überhäufte. „Niemand hat mehr das Recht dies auszusprechen als ich, da ich in jedem Augenblicke Zeuge seiner Anstrengungen gewesen bin, ich weiß, welche Dienste er Frankreich erwiesen hat."

Was Millerand gut gemacht hatte, verdarb sein Freund Jaurès wieder völlig. Dieser Herr scheint sich nach und nach vom Enfant gâté, vom verhätschelten Liebling seiner Partei, zum Enfant terrible entwickeln zu wollen. Er ging sozusagen gleich in die Vollen und beschuldigte das Ministerium indirect, seine Politik nach dem Willen der Finanzbarone zu lenken. Das zog ihm zunächst entrüstete Proteste der Minister („Das ist gebäßig") und schließlich einen wohlverdienten förmlichen Ordnungsruf zu, dem ja im französischen Parlamente eine weit größere Bedeutung innewohnt als im deutschen. Die Mehrheit der Regierung hat er durch sein Verhalten jedenfalls nur erhöht.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 18. März. Aus Leipzig, 15. März, wird der „Nat.-Ztg." geschrieben: „Unlängst lief eine, auch von der „Deutschen Tageszeitung" übernommene Meldung durch sächsische Blätter, wonach der Bund der Landwirthe im 9. ländlichen Wahlkreise beschlossen habe, zu der im Herbst bevorstehenden Landtagswahl Herrn Rittergutsbesitzer Bahrmann auf Taucha als eigenen Candidaten aufzustellen. Der „Bund" tritt also hier, wie auch bei anderen Gelegenheiten, offen als politische Partei in einem Wahlkreise auf, der seit nahezu 30 Jahren unbestrittener Besitz des sogenannten sächsischen Kammer-Fortschritts, einer neben Conservativen und Nationalliberalen stehenden politischen Spielart, ist. Dem würde an sich schließlich eine besondere Bedeutung nicht beizumessen sein, wenn nicht für Sachsen auch heute noch das den gegenseitigen Besitzstand achtende, in erster Linie gegen die Socialdemokratie gerichtete Cartell der Conservativen, sächsischen Fortschritts- und national-liberalen Partei zu Recht bestände. Da die Fortschrittspartei den 9. ländlichen Wahlkreis keineswegs preisgiebt, sondern einen eigenen Candidaten aufstellt, bedeutet das Vorgehen des „Bundes" und seiner führenden conservativen Elemente in jenem Kreise einen beabsichtigten oder unbeabsichtigten Bruch jenes Bündnisses, auf den aufmerksam zu machen wegen der möglichen Consequenzen dringend geboten erscheint. Was hier Angehörige und Mitglieder der conservativen Partei unter der Firma des „Bundes der Landwirthe" gegen einen kammerfortschrittlichen Wahlkreis zu unternehmen im Begriff sind, kann jeden Augenblick, z. B. auch auf national-liberale Wahlkreise mit dem Hinweis ausgedehnt werden, daß man als „Bund" nicht zum Cartell gehöre und unbeschadet aber trotz conservativer Parteistellung daher in seinen Entschließungen unabhängig sei. Es wird unumgänglich nothwendig sein, daß die conservative Parteileitung Sachsens sich darüber äußert, wie sie über das eigenthümliche Vorgehen eigener Parteigänger und Mitglieder in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Bundes der Landwirthe denkt, und ob sie ihren Einfluß auf diese conservativen Elemente im Sinne loyaler Achtung des Cartellgedankens geltend zu machen rückhaltlos bereit ist. Jedenfalls wird es Sache der national-liberalen und fortschrittlichen Parteileitung sein, hier auf unverzügliche Klarstellung zu dringen."

* **Berlin**, 18. März. In dem Bericht zahlreicher Blätter über die Freitagssitzung des Reichstages hieß es in der Rede des Fürsten Hohenlohe zu Gunsten der Gedenkhallenvorlage:

„Daß es sich gezieme, in dieser Zeit und an dem Tage, an welchem wir das Gedächtniß des siegreichen Heldenkaisers feierlich begehen, auch neben ihm und den Herren, die ihm zur Seite standen — diese können ja nicht vergessen werden — daß es sich gezieme, auch des einfachen Mannes zu gedenken . . ."

Im Hinblick auf diese Worte macht der „Hannoversche Courier" auf ein eigenartiges Vorkommniß aufmerksam. Er schreibt:

Die „Herren" wurden in dem Bericht allgemein als etwas steif empfunden, und sehr erfreulich war es, daß die „Nordd. Allg.

Feuilleton.

Verstand und Denken bei den Thieren.

Nachdruck verboten.

8. Es ließe sich leicht a priori nachweisen, daß die Thiere Verstand haben und denken; wir wollen aber darauf verzichten und uns auf die Illustrirung durch Thatsachen beschränken. Daraus mag dann Jeder seine Folgerungen ableiten. Worin der geistige Unterschied zwischen Mensch und Thier beruht, werden wir zum Schlusse darzulegen suchen.

Unzählige Beispiele giebt es von der berechnenden Klugheit des Elephanten, noch zahlreicher sind die hinsichtlich des Hundes beobachteten Beispiele, weil er zu den häufigsten Hausthieren gehört und vielfach der unzertrennliche Gesellschafter des Menschen ist. Der durch seine Beobachtungen über das Seelenleben der Thiere besonders bekannte englische Naturforscher Lubbok besitzt einen Hund, dem er im Verlauf weniger Monate gewissermaßen lesen lehrte, indem er ihm die Fähigkeit beibrachte, auf gleichgeformten Cartonstücken verschiedene Aufschriften, welche sich auf seine Bedürfnisse beziehen, zu unterscheiden und diese Bedürfnisse dadurch kundzugeben, daß er den Carton mit dem entsprechenden Worte herbeiholt und ihn seinem Herrn vorlegt, also die Karte mit der Aufschrift „drink", wenn er Durst hat, „food", wenn er hungrig ist, „out", wenn er hinaus will ꝛc. Irrt er sich, was zuweilen (wie beim Menschen) vorkommt, so verbessert er seinen Irrthum, sobald er sieht, daß ein anderes Ergebniß als das Gewünschte folgt. Er trägt dann die falsche Karte zurück und holt die richtige. Ein Versuch, dem Hunde auch die Unterscheidung von Farben beizubringen, mißlang jedoch.

Ein denkwürdiges Vorkommniß mit einem Hunde dürfte Folgendes sein. Einer meiner Freunde besaß in seiner Studienzeit einen Pudel, zu dessen Eigenheiten es gehörte, daß er (als Studentenhund?) gern Bier trank. Bei einer Gelegenheit hatte er des Guten zu viel erhalten und trug einen regelrechten Spitz davon. In diesem Zustande beging er allerlei Tollheiten, warf Gegenstände, die ihm im Wege lagen, hoch in die Luft und dgl. m. Aber die Folge, ein bösartiger Kater, blieb nicht aus. Seitdem rührte der Pudel kein Bier mehr an, so oft man ihn auch zu seiner alten Liebhaberei wieder verleiten wollte.

Es mag gestattet sein, auch einige Beispiele aus eigener Beobachtung vorzuführen; vielleicht regen dieselben dazu an, sich der Beobachtungen, die man selbst gemacht hat, um so leichter zu erinnern.

Bei einem mehrjährigen Aufenthalt auf dem Lande hatte ich die Gewohnheit, Nachmittags 5 Uhr einen Spaziergang zu unternehmen, wobei mich mein Hund, ein Rattenfänger, stets begleitete. Versäumte ich einmal diesen Zeitpunct, so wurde das Thier unruhig, kam zu mir und schaute mich bedeutungsvoll an, als wenn es sagen wollte: „es ist Zeit". Auch in die benachbarte Stadt begleitete mich der Hund, bis ich ihn eines Tages, bei einem Besuche, zum Draußenbleiben nöthigte. Dies nahm er sich so zu Herzen, daß er seitdem bei meinen Stadtgängen stets vor dem Thor umkehrte. Auf dem Heimweg pflegte ich in dem fünf Minuten vor der Stadt gelegenen Bahnhofrestaurant einzukehren, das überhaupt meine Stammkneipe war. Dort traf ich dann meinen Hund an, oder er fand sich, wenn es noch etwas früher war, um acht Uhr Abends ein. Hielt ich zu Hause diesen Zeitpunct, an dem ich gewöhnlich zur Kneipe ging, nicht ein, so trat er wieder mit einem fragenden Blick vor mich hin. Zögerte ich noch, so lief er allein nach dem Bahnhof und legte sich unter den Stuhl, den ich zu benutzen pflegte. Blieb ich ganz aus, so fand er sich etwas nach zehn Uhr wieder vor meiner Wohnung ein, seine Ankunft durch ein kurzabgebrochenes, vorwurfsvolles (oder ärgerliches) Bellen ankündigend. — Bei einem meiner Spaziergänge wich ich von dem gewohnten Wege seitlich ab. Mein Hund, immer etwa fünfzig Schritte voraus, merkt bald seinen Irrthum und stürzt, laut bellend, auf mich los, als wenn er sagen wollte: „Hast Du mich 'mal angeführt!" Seitdem blieb er bei meinen Spaziergängen an einer Wegabzweigung oder an einem Kreuzweg immer stehen, bis er Gewißheit darüber erlangt hatte, welche Richtung ich einschlagen würde. Einmal und nicht wieder!

Man könnte einwenden, daß bei einem Thier, das in beständigem Umgang mit dem Menschen steht, ein höherer Grad von Einsicht und Fähigkeit schließlich nicht zu wunderbar sei. Die nachstehenden Beispiele dürften diesen Einwand entkräften.

Homeyer berichtet in seinen „Ornithologischen Briefen" Folgendes: Ich fand im vorigen Sommer unter einem Weidenbusche das Nest einer Sumpfohreule. Das Weibchen flog ab und ich fand fünf bis zum Ausschlüpfen bebrütete Eier vor. Da mir die Dunenjungen hiervon in der Sammlung fehlten, beschloß ich, diese später zu holen, und machte mir ein Zeichen, indem ich ein Stück weißes Papier an der Spitze des nächsten Busches befestigte. Als ich nach acht Tagen die Eulen holen wollte, war das Papier fort. Vielleicht war es vom Winde losgelöst, vielleicht auch hatten es die Alten entfernt. . . . Ich mußte mich also in dem Dickicht aufs Neue auf die Suche begeben. Da kommt eine der Eulen angeflogen und fährt etwa zwanzig Schritte neben mir in einen Strauch. Deutlich höre ich dann das Piepen, welches die Jungen ausstoßen, wenn sie gefüttert werden. Ich gehe dorthin, die Eule fliegt auf der anderen Seite des Strauches heraus, aber das Nest kann ich nicht entdecken. Kaum habe ich mich in einer anderen Richtung suchend entfernt, als die Eule abermals in einen Busch fliegt, und ich wiederum das Piepen der Jungen höre. Nochmals durchsuche ich den Strauch, während die Eule umherfliegt. Da wiederholt sie das Manöver zum dritten Male. Jetzt erst wird mir klar, daß ich getäuscht bin. Ich schleiche möglichst leise nach dem Busch und sehe die Eule hinter demselben sitzend und jenes Gepiepe ausstoßend. Erst nach längerer Suche fand ich das Nest, worin sich fünf Junge befanden.

Aehnlich verfahren, nach Mittheilungen von Jägern, die Wildenten, Rebhühner und andere am Boden nistende Vögel, welche ihre noch nicht flügge gewordenen Jungen einer Gefahr entziehen wollen. Sie flattern wie gelähmt auf dem Wasser oder auf dem Boden vor dem Verfolger her und suchen dadurch dessen Aufmerksamkeit von den Jungen abzulenken, indem sie sich scheinbar preisgeben und den Verfolger möglichst weit von der gefährdeten Stelle des Nestes entfernen oder irreführen. Ebenso geht in ähnlichen Fällen auch das vierfüßige Wild zu Werke. Hierher gehört auch das Sichtodtstellen, das von vielen Thieren insbesondere der niederen Arten angewendet wird, wenn sie in Lebensgefahr gerathen. Aber auch Rebhühner und besonders Füchse wenden es an. Sie lassen sich dann ruhig in den Rucksack stecken, befreien sich aber bei der ersten passenden Gelegenheit und empfehlen sich auf Nimmerwiedersehen.

Nun in die Regionen des niedern Thierlebens hinabsteigend, wollen wir zunächst von einem zwar ziemlich verhaßten aber sehr nützlichen Thier, der Spinne, ein Beispiel höherer Intelligenz und Berechnung vorführen. An einem großen Spinngewebe erblickte der Beobachter eines Morgens die Eigenthümerin nicht wie sonst in der Mitte, sondern am unteren Ende des Netzes, wie auf Beute lauernd. Den Grund zu erforschen,

SLUB
Wir führen Wissen.